

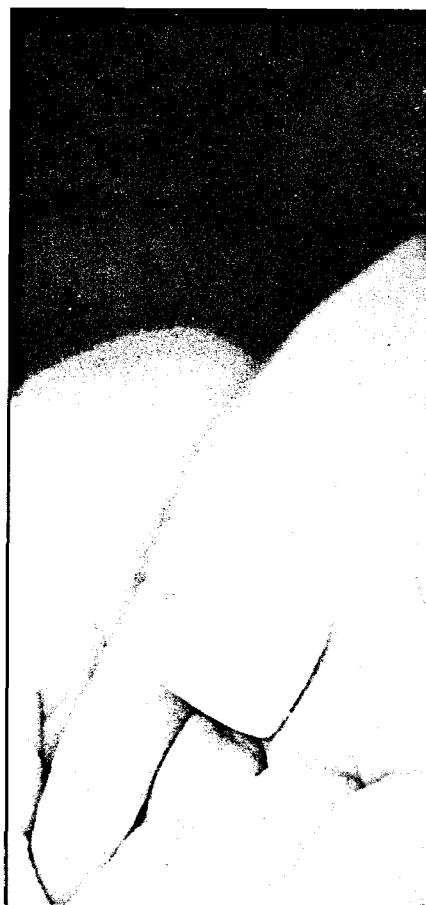
Compassion

– das bevorzugte
Gesicht Gottes

Von Prof. Dr. Lothar Kuld

1. Mitgefühl, nicht Mitleid – ein Erfahrungsbericht

»Als ich verkündet bekam, dass ich in die (Werkstätten für Behinderte) kam, war ich nicht so begeistert. »Behinderte, na toll«, habe ich gedacht und außerdem habe ich befürchtet, dass ich meine Arbeit nicht bewältigen kann, weil ich es dort psychisch nicht aushalte,« schreibt die Schülerin einer 11. Klasse, die im Rahmen des Compassion-Projekts ihrer Schule zwei Wochen lang mit geistig behinderten Jugendlichen zusammen war. Jetzt aber »bin ich sehr froh, dass ich in (diesen Werkstätten) war. Ich habe gelernt, mit Behinderten umzugehen, ohne Mitleid zu haben. Sie sind glücklich mit ihrem Leben und brauchen es nicht. Sie brauchen Hilfe und Unterstützung, ein offenes Ohr, Verständnis, aber kein Mitleid. Ich glaube, ich habe jetzt auch etwas mehr Geduld. Wenn man hundert Mal ein und dasselbe erzählt bekommt, ist man nahe am Ausrasten; aber ich habe gemerkt, wie gut das Zuhören tut. Und die Behinderten sind auch nicht blöd. Sie sind langsam, haben eine schlechte Konzentration oder sind unflexibel, aber sie haben Gefühle. Mehr vielleicht als jeder »normale« Mensch. Dass die Martina aus meiner Gruppe



geweint hat, weil ich nach zwei Wochen nicht mehr da bin. Wo passiert einem das sonst noch? Wo fragt einen jemand, ob man Schmerzen oder Angst hat, nur weil man gerade mal etwas müde ist? Der Michi hat's getan.«

2. Theologie der »Compassion«

Das Schulprojekt, von dem die Schülerin soeben erzählt hat, heißt »Compassion«. Der Name ist Programm. Er ist im Deutschen so gut wie nicht übersetzbar. Worum es geht, ist die Haltung des Mitgefühls und der Solidarität mit jenen, die aus welchen Gründen auch immer auf die Hilfe anderer angewiesen sind. Dieses Engagement ist mit dem Wort Compassion gemeint, und es ist

nach Johann Baptist Metz die Mitgift des Christentums für die entstehende Weltgemeinschaft. Die Mystik des Christentums sei eine Mystik der »Mitleidenschaft«, in der ich mich von der *Not der anderen* anrühren lasse und daraufhin mein Engagement entfalte. Der Imperativ des Christentums lautet nach Metz: Hinschauen, die Augen öffnen. »Im Entdecken, im Sehen von Menschen, die im alltäglichen Gesichtskreis unsichtbar bleiben, beginnt die Sichtbarkeit Gottes, öffnet sich seine Spur.« (Metz 1997, S. 57).

Das Christentum lehrt eine Mystik der Welt, nicht der Innerlichkeit, sagt Metz. Jesu Blick habe primär nicht der Sünde, sondern dem Leid der Menschen gegolten. Diesen Impuls nimmt eine Theologie der Compassion auf.

Der Gott der Bibel ist ein Gott der Compassion. »Es geleitet mich deine Compassion (Gnade und Huld) durch alle Tage des Lebens«, betet der Psalmist (Psalm 23,6).¹ In Psalm 136 gilt Gottes Compassion der gesamten Schöpfung. Gottes Leidenschaft für den Menschen ist universal und sie gilt insbesondere den Armen. Sie stehen unter dem besonderen Schutz Gottes: »Wer den Geringen bedrückt, schmähst dessen Schöpfer; aber ihn ehrt, wer sich des Armen erbarmt.« (Sprichwörter 14,31) »Wer seinen Nächsten missachtet, sündigt; aber wohl dem, der sich der Elenden erbarmt!« (Sprichwörter 14,21) Oder noch anders: »Wer sich erbarmt des Hilfsbedürftigen, leiht an Jahwe aus, und er (Jahwe) wird ihm seine Guttat vergelten.« (Sprichwörter 19,17) Die Haltung der Compassion zeigt sich im Tun. Die Bibel besteht geradezu auf dem Tun.

Wisst Ihr nicht, wie das Fasten ist, das ich liebe? So spricht der Herr Jahwe: Ungerechte Fesseln öffnen und des

THEMA

Joches Stricke lösen; die Bedrückten frei entlassen und jegliches Joch zerbrechen; dein Brot dem Hungrigen brechen und obdachlose Arme aufnehmen in dein Haus; den Nackten, den du siehst, bekleiden und dich deinen Mitmenschen nicht entziehen. (Jesaja 58,6–8)

Dieses Verständnis tätigen Mitleids setzen die Christen fort, freilich nicht ohne Schwierigkeiten.

3. Praxis der Compassion:
Mitleid zeigen,
Barmherzigkeit tun.
Die Lehre des Gleichnisses
vom barmherzigen Samariter
(Lk 10,25-37)

Als klassisches Beispiel christlicher Compassion gilt der barmherzige Samariter. Aber wir werden gleich sehen, dass aus dieser Geschichte keine Lehre herauszuholen ist, die nur die Christen betrafte.

»Er sah ihn (den Überfallenen) und wurde von Mitleid ergriffen (es-plagchnisthe)«, heißt es bei Lukas 10,33 vom barmherzigen Samariter. Um zu verstehen, warum Jesus diese Geschichte, mit der er sich in das Menschheitsgedächtnis hineinerzählt hat, erzählt, müssen wir den Rahmen, das Vorgespräch genauer lesen:

»Und siehe, ein Gesetzeskundiger stand auf, um ihn auf die Probe zu stellen, und sagte: Lehrer, was muss ich tun, um ewiges Leben zu erben? Er aber sagte zu ihm: Was steht im Gesetz geschrieben? Was liest du? Der antwortete und sagte: Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deiner ganzen

Einsicht, und deinen Nächsten wie dich selbst. Er aber sprach zu ihm: Richtig antwortetest du; tu dies, und du wirst leben. Der aber wollte sich rechtfertigen und sprach zu Jesus: Und wer ist mein Nächster?

Da sprach Jesus: Ein Mensch stieg hinab von Jerusalem nach Jericho und fiel unter die Räuber, die zogen ihn aus und versetzten ihm Schläge, gingen weg und ließen ihn halbtot liegen. Durch Zufall aber stieg ein Priester herab auf jenem Weg, er sah ihn und ging vorbei. Gleicherweise kam auch ein Levit an den Ort, er sah ihn und ging vorbei. Ein Samariter aber, der unterwegs war, kam zu ihm, er sah ihn und wurde von Mitleid ergriffen. Und er kam ihm nahe, verband seine Wunden, goss Öl und Wein darauf, setzte ihn auf sein eigenes Lasttier, führte ihn in eine Herberge und sorgte für ihn. Und am Tag darauf nahm er zwei Denare, gab sie dem Herbergswirt und sprach: Sorge für ihn, und was immer du dazu aufwendest, bei meinem Zurückkommen werde ich es dir zurückgeben. Wer von diesen dreien dünkt dir, dem unter die Räuber Gefallenen Nächster geworden zu sein? Der aber sprach: Der das Erbarmen mit ihm getan hat. Jesus sprach zu ihm: Geh, und tu es in gleicher Weise.« (Lukas 10,25–37)

Der Samariter handelt aus Mitleid. Er reflektiert nicht, ob seine Hilfe angemessen ist, er wägt nicht erst ab, handelt streng genommen also gar nicht ethisch, wenn ethisch Handeln heißt, aufgrund von Wahlmöglichkeiten sich zu entscheiden und daraufhin selbst verantwortlich und bewusst zu handeln. Nein, der Samariter hilft aus einem Impuls heraus, ohne zu wissen und zu überlegen, was die Situation von ihm fordert, und was er von seiner Hilfeleistung hat. Er sieht hin und weiß. Die Geschichte hat insofern keine Moral und kein Ethos. Sie zeigt etwas ganz einfach Menschliches.

Der Samariter reagiert als ein Mensch, der sich von Mitgefühl überwältigt ei-

nem »Halbtoten« nähert. Er reagiert mit unglaublicher Selbstverständlichkeit und tut, was getan werden muss, während die religiösen Führer in dieser Geschichte, Priester und Levit, kläglich versagen. Sie handeln vermutlich aus religiösen Motiven (Tote galten als unrein) und versagen deshalb.

Der Samariter hat solche Motive nicht. Vielleicht ist er gerade deshalb in der Lage, das menschlich betrachtete Nächstliegende zu tun. Daraus folgt: Religion ist keine Garantie dafür, dass ein Mensch Mitleid zeigt. Sie ist unter Umständen sogar ein Hindernis. Nicht nur der moderne Mensch in der »Ego«-Falle² handelt vielleicht nicht. Es handelt auch der Mensch nicht, der alle Bibelstellen von Gottes Barmherzigkeit kennt. Doch darin liegt gar nicht so sehr die Provokation dieses Gleichnisses.

Die theologische Diskussion und Herausforderung steckt in der Rahmenhandlung zu dieser Geschichte. Sie nimmt ihren Anfang in einem Streitgespräch über die Frage, was ein Mensch tun müsse, um das »ewige Leben« zu erlangen. Die Antwort der Schrift lautet: »Du sollst den Herrn, deinen Gott, lieben mit deinem ganzen Herzen und mit deiner ganzen Seele und mit deiner ganzen Kraft und mit deinem ganzen Denken und deinen Nächsten wie dich selbst.« (Lukas 10,27) Beide Gebote sind Zitate aus dem Ersten Testament: »Du sollst Jahwe, deinen Gott, lieben aus deinem ganzen Herzen und mit aller Kraft!« (Deuteronomium 6,5) und: »Räche dich nicht ... sondern liebe deinen Nächsten wie dich selbst.« (Levitikus 19,18)

»Und wer ist mein Nächster?«, wird Jesus gefragt. Daraufhin erzählt er das Gleichnis vom barmherzigen Samariter.

Das Gleichnis hat eine lange Auslegungsgeschichte. Gerd Theißen,³ dem ich nun folge, interpretiert es im Blick die gegenwärtige Krise des Helfens,

die von drei Einwänden bestimmt ist:

- ▶ Hilfe ist Selbstaussbeutung. Der Helfer könne sich nicht richtig vom Hilfsbedürftigen abgrenzen, er habe eine Art Helfersyndrom.
- ▶ Mitleid und Barmherzigkeit haben mit Macht zu tun. Der Helfer helfe nur sich selbst.
- ▶ Hilfsbereitschaft ist letztlich egoistisch. Sie diene nur den eigenen Nachkommen und der eigenen Gruppe, der Streuung und Verbreitung der eigenen Gene.

Es lohnt sich, mit diesen Argumenten das Gleichnis vom barmherzigen Samariter zu lesen. Dann zeigt sich ein Modell mitleidigen Handelns, das vom Samariter zu tun verlangt, was er leisten kann, nicht mehr, nicht weniger. Er hat ganz offensichtlich kein Helfersyndrom und er beutet sich nicht aus. Er verabschiedet sich nämlich von dem Überfallenen, sobald er den zweiten Helfer, der den Verletzten übernimmt, gefunden hat. Die Zuwendung des Samariters bleibt also zeitlich begrenzt. Er kann sich offenbar gut lösen. Er bleibt nicht, bis er selbst nichts mehr hat, sondern setzt seinen Weg alsbald fort.

Vielleicht aber genießt er die Macht, einen so hilflosen Menschen vor sich zu haben? Er ist der Starke, und dort ist der Schwache?

Um hier weiterzukommen, müssen wir den Unterschied zwischen Barmherzigkeit und Nächstenliebe im antiken Umfeld beachten. In der orientalischen Antike war Barmherzigkeit in der Tat ein Gnadenbeweis der Mächtigen. So denkt auch die Bibel die Barmherzigkeit Gottes. Barmherzigkeit war ein Geschehen unter grundsätzlich Ungleichen. Die Mächtigen und Reichen, die auf gesellschaftliches Ansehen Wert legten, rühmten sich ihrer Barmherzigkeit.

Barmherzigkeit war eine Statusfrage und hatte ihren Platz in einer autoritären Gesellschaft mit ausgeprägten Standesunterschieden. Dagegen war (und ist) die Nächstenliebe

ein Konzept der Beziehung unter Gleichen. Es taucht ebenfalls in der (römischen) Antike schon auf und ist wie Freundschaft nur unter Gleichgestellten und Gleichberechtigten denkbar. Nächstenliebe in dieser Bedeutung einer Beziehung zwischen Menschen, die sich als gleich und ebenbürtig erachten, ist symmetrisch. Nächstenliebe gibt es nur zwischen Menschen, die sich gegenseitig als gleichwertig akzeptieren. Der »Nächste« ist immer nur der, der mir gleich ist und den ich als mir gleich akzeptiere. Der Nächste ist der mir gleiche Mensch. Wenn es am Ende der Zehn Gebote heißt: »Du sollst nicht begehren das Haus deines Nächsten. Du sollst nicht begehren das Weib deines Nächsten, noch seinen Knecht, noch seine Magd, noch sein Rind, noch seinen Esel, noch irgend etwas, was deinem Nächsten gehört.« (Exodus 20,17), dann ist mit dem ‚Nächsten‘ der vermögende Nachbar gemeint, nicht irgendein mittellosem und hilfsbedürftiger Mensch. Die Liebe zum Nächsten gibt es nur unter Gleichen. Jedes Machtgefälle muss ausgeschlossen sein. Im Gleichnis vom barmherzigen Samariter treffen zwei aus der Gesellschaft ausgeschlossene Menschen aufeinander. Der Überfallene ist ausgeschlossen aufgrund seines bösen Geschicks, der Samariter aufgrund seiner Außenseiterrolle auf jüdischem Gebiet. Zwischen beiden Menschen besteht in dieser Hinsicht Symmetrie, und sie begegnen sich auf dieser Ebene als gleiche. Ein Machtgefälle besteht kaum. Und einen Vorteil kann der Samariter aus seiner Hilfsbereitschaft auch nicht ziehen. Es ist sehr unwahrscheinlich, dass der Überfallene die gleichen Gene hat. Es ist unklar, ob der »halbtot« daliegende Mann tatsächlich überlebt. Nicht abzusehen ist, ob der Überfallene dem Samariter mit Gleichem vergelten kann. Das würde z.B. auch voraussetzen, dass zwischen beiden nun eine lange Beziehung entsteht. Der Samariter aber geht weiter, nachdem er erste Hilfe geleistet hat.

Alle Erwägungen, ob der Samariter nicht doch nur an sich gedacht haben könnte, greifen bei dieser Geschichte also nicht.

Und es kommt noch eine Schwierigkeit hinzu, die sich erst am Ende der Geschichte auflöst: Der Samariter ist nicht von vornherein »der Nächste«. Das wird er erst durch die Frage und den Kommentar, den Jesus seiner Geschichte anfügt. »Welcher von diesen dreien (Priester, Levit, Samariter) scheint dir der Nächste geworden zu sein, dem, welcher unter die Räuber fiel?« (Lukas 10,36) Die Fragestellung ist entscheidend. Jesus fragt nicht: »Wer ist der Nächste gewesen?«, sondern: »Wer ist der Nächste geworden?« Darum geht es: Wie wird ein Mensch zum Nächsten? Im griechischen Text liegt hier ein kleines Wortspiel vor. Frei übersetzt fragt Jesus nämlich: »Welcher von diesen dreien scheint dir dem, welcher unter die Räuber fiel, nahe gekommen zu sein?« Das ist offensichtlich und ganz handfest der Samariter. Der »Nächste« ist der, der sich auf das Opfer zu bewegt und ihm dadurch »der Nächste« wird.

Das erscheint banal, ist aber für das Verständnis, wer im christlichen Verständnis einem Menschen der Nächste ist, entscheidend. Der Nächste ist nicht jener, der aufgrund seines Status als Familienmitglied oder aufgrund der Rechtslage Anspruch auf Hilfe hat. Das macht ihn noch nicht zum Nächsten. Der Nächste ist der, den und dem wir uns zum Nächsten machen, dem wir uns nähern, um Hilfe leisten zu können. Dabei kommen wir ihm unwillkürlich »nahe«. In christlichem Verständnis ist »Bruder« und »Schwester« dann nicht nur der Mensch, mit dem ich genetisch verwandt bin, sondern prinzipiell jeder Mensch.

THEMA

Gehen wir nochmals an den Anfang der Geschichte. Für Priester, Levit und Samariter war der Überfallene »halbtot«. Die Frage, ob es sich lohnt, noch zu helfen, musste sich allen drei stellen. Wenn wir annehmen, dass der Überfallene Jude war (das wird nicht ausdrücklich gesagt), müssten Priester und Levit ihm als einem Volksgenossen am nächsten stehen und am ehesten helfen. Sie geben ihn jedoch auf. Er ist aus ihrem Leben herausgefallen. Diesem Verlorenen, Aufgegebenen und Aussortierten wendet sich der Samariter zu. Der Verlorene, Aufgebene, Aussortierte ist sein »Bruder« und gehört zu jenen »Geringsten«, mit denen sich der Weltenrichter in der großen Gerichtsrede des Matthäusevangeliums selbst identifiziert (Matthäus 25,31–46).

»Ich hungerte, und ihr gabt mir zu essen, ich dürstete, und ihr gabt mir zu Trinken, fremd war ich, und ihr führtet mich ein, nackt, und ihr umkleidetet mich, krank war ich, und ihr schautet nach mir, im Gefängnis war ich, und ihr kamt zu mir.« (Matthäus 25,35f)

Am Schluss des Samaritergleichnisses hat man fast vergessen, dass das Gleichnis im Anschluss an die theologische Frage nach dem »ewigen Leben« erzählt wird. Das »ewige Leben« erlangt, wer das Doppelgebot der Liebe erfüllt, sagt der Gesetzeslehrer, und Jesus stimmt ihm ausdrücklich zu. Er sagt ihm: »Tu das, und du wirst leben.« (Lukas 10,28) Was heißt hier »leben«?

Die christliche Rede vom jüngsten Gericht, vom Weltenrichter und ewigen Leben ist ein wenig aus der Mode gekommen. Man kann dieser Mythologie wenig abgewinnen.

Kaum einer glaubt daran. Dennoch sollte man den Impuls, der in diesen Bildern vom Endgericht und in der Sehnsucht nach »ewigem Leben« steckt, nicht vergessen. Endgericht meint, dass jedes Leben wichtig ist, keines verloren geht und gerade das übergangene, aufgegebene, aussortierte und weggeworfene Leben von Gott angeschaut wird und vor Gott Wert hat. Ewiges Leben in diesem Sinne ist mehr als biologisches Leben. In biologischer Sicht unterliegt das Leben des Menschen der Selektion. Mit der modernen Reproduktionsmedizin beginnt der Mensch, die Selektion selbst in die Hand zu nehmen. Das beschädigte Leben, in das zu investieren unendliche Mühe kostet, wird immer früher erkannt und kann aussortiert werden. Um der biologisch und evolutionär notwendigen Auslese willen nimmt der Mensch den Tod in Kauf. Das ist das Leben. »Ewiges Leben« beginnt, wenn die Selektion des verloren gegebenen Lebens aufhört. Der Imperativ des Samaritergleichnisses lautet: Rette das Verlorene! Der christlichen Nächstenliebe, schreibt Theißen, werden die Argumente für das Helfen schnell ausgehen, »solange man nur von einem Leben im biologischen Sinne spricht und Hilfe dadurch begründen will, was biologisch (und evolutionär) funktional ist; und zwar »gerade dort, wo christliche Nächstenliebe immer ihre besondere Aufgabe gesehen hat: bei den zerstörten, zerrütteten, hilflosen Menschen, die oft nur noch ein Schatten ihrer selbst sind.«⁴

Bleibt die Frage: Warum sich einem Menschen zuwenden? Das Compassion-Projekt hat den schönen Untertitel »Menschsein für andere«. Keiner lebt für sich. Jeder ist auf den anderen angewiesen. In der Tat: Die Geschichte der Menschheit begann nicht damit, dass irgendwann einer unserer Vorfahren ein Werkzeug gebaut hat, um sich sein Leben bequemer zu machen, – das tun auch die Affen, sondern mit jener mensch-

lichen Fähigkeit, sich in den anderen hineinzuzusetzen und sich vorzustellen, wie er fühlt und wie er denkt und mitfühlend mit ihm zu teilen, was er hat. Damit begann menschliche Gemeinschaft.⁵

Die Fähigkeit, sich vorzustellen, dass ein anderer leidet, nennen wir Mitleid. Ich weiß, das ist eine gefährliche Vokabel, und in der deutschen Geschichte und in der Geschichte der Euthanasie kennen wir gut genug jene Stimmung, die aus angeblichem oder faktischem Mitleid tödliches Mitleid entstehen ließ.⁶ Mitleid, wie ich es hier meine, macht die Überzeugung stark, dass es für mich unbedingt wichtig ist, herauszufinden, ob ein anderer leidet, und dann nicht zu ruhen, bis das Leiden, das vermeidbar wäre, abgestellt ist. Mitleid ist mit der Überzeugung verbunden, dass das Leiden eines Menschen, oder auch eines ganzen Volkes aufgehoben und beseitigt werden sollte, wo immer und soweit das möglich ist. Mitleid und Mitgefühl sind Brücken zum Mitmenschen. Sie zeigen mir, was einem Menschen an Lebensglück und Anerkennung fehlt. Mitleid ist die Empörung und Rebellion gegen das Unglück und Unrecht, das einem anderen angetan wird. Ich kann es vielleicht nicht ändern, aber ich kann die um ihr Lebensglück Gebrachten und Vergessenen, wenn nichts mehr zu tun bleibt, in Erinnerung behalten und dem Vergessen entreißen und so würdigen. Mitleid in diesem Verständnis ist eine starke Quelle der Veränderung. Es motiviert zum Handeln.

Bleibt die Frage, warum ich. Warum soll ich handeln, wenn es so viele andere gibt, die auch etwas tun könnten, die nichts tun, die schweigen oder wegsehen. Diese Frage ist in der Tat nicht immer vernünftig zu entscheiden. Vieles geschieht spontan. Man hat dafür nicht immer Gründe. Eine Schülerin, die zwei Wochen lang in ein Heim für pflegebedürftige

alte Menschen ging, sagte mir, dass sie nachmittags, wenn sie nach Hause kam, überhaupt keine Lust mehr hatte, am nächsten Tag wieder dorthin zu gehen. Sie sah diese Menschen, die am Ende ihres Lebens standen. Aber dann, sagte sie, schöpfte sie Kraft aus dem Mitleiden. Sie ging wieder hin und was sie am Nachmittag gedacht hatte, war wie weggeblasen, erzählte sie. Sie hatte das Gefühl, das Richtige zu tun.

»Mitleidenschaft« (Compassion) wäre das richtige Wort für diese Handlung des Mitgefühls. Sie geht bis an die Grenzen und weiß, dass Hilfsbereitschaft an Grenzen kommt, an die eigenen und an die des anderen. Und sie achtet darauf, dass diese Grenzen nicht überschritten werden. Menschen mit Mitgefühl wollen keine leidfreie Welt schaffen. Sie sortieren die Alten und Kranken und Kleinen nicht aus, sondern verbünden sich mit ihnen. Sie haben ein Gespür dafür, dass sie selber Menschen sind, nicht stärker und nicht gesünder und nicht größer als andere Menschen, und Gesundheit und Behinderung, Stärke und Hinfälligkeit, Glück und Leid, Schönheit und Missbildung nie so verteilt sind, dass die einen alles »Gesunde« und die anderen den »schlechten« Rest haben. Mitleid ist kein Selektionswort. Es erklärt Menschen, die alt sind, nicht zu Leidenden, und Menschen die behindert sind, nicht zu armen Kreaturen.

Das menschliche Leben ist breiter und vielfältiger als man denkt. Das anzuerkennen, löst viele Blockaden. Wir brauchen die Mitmenschen nicht alle zu lieben, das können wir nicht, wie wir wissen, und das tun wir auch nicht. Aber wir können sie anerkennen als Menschen, so wie sie nun mal sind. Wir brauchen sie uns nicht gleich zu machen. Und wir müssen das auch nicht, wenn wir Mitleid empfinden. Die Not eines anderen Menschen rührt mich an und drängt zum Handeln. Ich werde also versu-

chen, seine Lage zu verbessern, nicht aber ihn, den Menschen. Er mag als Mensch ein anderes Leben führen als ich, andere Überzeugungen, andere Vorstellungen, eine andere Moral und einen anderen Glauben und eine andere Sprache und Kultur haben, ich komme ihm mitfühlend als einem Menschen nahe, der sein kann und sein darf wie er ist. Dem Gefühl des Mitleids tut dies zunächst keinen Abbruch. Es stellt sich ein und ist da und fragt nicht, ob es gerechtfertigt ist. Deshalb kann Mitleid ja auch ausgenutzt und missbraucht und getäuscht werden. Mitleid und Mitgefühl zu zeigen, erfordert deshalb Mut, viel mehr Mut als der coolen Rückzug ins scheinbar gleichgültige Ich. Gleichgültigkeit ist keine Alternative. Cool sein, sich nicht vom Leid eines anderen anrühren lassen, ist ein seelisches Notprogramm.

4. Pädagogik der Compassion – eine Chance für den Religionsunterricht

Kann man Jugendlichen mit diesem Programm einer Compassion Gottes kommen? Kann man Jugendlichen mit dieser Zumutung der Zuwendung zu Menschen, von denen sie auf den ersten Blick nichts haben und auch nichts zurückerhalten, kommen? Spontan möchte man sagen: Nein.

Jugendstudien stellen eine Zunahme egozentrischer und an ökonomischen Interessen orientierten Haltungen fest. Die letzte Shell-Jugendstudie charakterisierte die Mehrheit der Jugendlichen als Egotaktiker, die ihre Umgebung sensibel auf die sich ihnen bietenden Chancen abtasten und genau das wählen, was im Interesse des eigenen Fortkommens liegt. Das klingt moralinsauer. Egotaktik ist aber genau das Verhalten, das eine sich individualisierende Gesellschaft fordert. Lebensläufe sind individuell. Traditionelle Solidaritätsbündnisse

wie Familie, Nachbarschaft und Kirchengemeinde verlieren an Binde- und Prägekraft. Ob ich von jenen, denen ich heute helfe, je etwas zurückbekomme, wenn ich sie brauche, ist mehr als fraglich. Der Nachbar ist weg, ich lebe woanders. Da ist es gut, erst mal nach sich selber zu schauen.

In den Schulen begegnet das Projekt der Skepsis von Lehrern, die um ihren Unterricht fürchten; Eltern, die Angst vor Überforderung ihres Kindes haben; Schüler, die befürchten, dass sie den Anforderungen der Praxis nicht gerecht werden. Die Praxis der Projekte zeigt, dass diese Ängste selten begründet sind. Am Ende des Schuljahrs sagen 80% der Schüler: Das war das wichtigste Schuljahr. Das sollte jeder mal machen. Ich kann mehr als ich dachte. Das sind ja Menschen wie wir. Ich wusste das vorher nicht.

Das Projekt stärkt Schüler/innen. Sie lernen etwas von den Bedingungen menschlichen Lebens kennen, die sie vorher nicht kannten, und Menschen, die ihnen zuvor nie aufgefallen waren. Und sie kommen mit diesem neuen Blick zurück in die Schule, sehen die Schule kritischer, fordern mehr Lebensrelevanz des Unterrichts. Das ist strapaziös für Lehrer, bringt aber Lehrer und Schüler neu ins Gespräch. Der RU kann seine Themen endlich »erden«. Alles schön. Und die Religion?

Kaum einer der von uns im Rahmen der wissenschaftlichen Begleitung des Compassion-Projekts interviewten Jugendlichen brachte die Zuwendung zu Mitmenschen mit Religion in Verbindung oder hatte ein religiöses Motiv. Die meisten helfen oder würden sich engagieren, weil sie es wollen.

THEMA

Mit Religion bringen sie das nicht in Verbindung.

Vier Fünftel der Jugendlichen in Deutschland verstehen sich nach der Studie von Ziebertz (2003) als religiös, freilich mit einer großen Bandbreite von kirchennah bis kirchenfern. Das ist mehr, als etwa die Shell-Jugendstudien uns einreden wollen. Religion spielt nicht die Hauptrolle. Aber sie ist vorhanden, anders und an anderen Orten: in der Werbung, im Film, in der Kleidung. Die Religionspädagogik tut sich schwer damit. Die Unsicherheit, ob das, was in Stadien, Kinosälen oder Werbung geschieht, Religion ist, ist groß. Die Disperston des Religiösen, sein Versickern an ungewohnten Orten, ist religionspädagogisch nicht aufgearbeitet. Möglicherweise

sind das auch Holzwege der Religionspädagogik. Aber wir wissen es noch nicht.

Das Compassion-Projekt setzt an einer Stelle an, auf die Jugendliche von sich aus in der Regel nicht kommen. Es ist angetreten, Schülerinnen und Schülern etwas zu zeigen, was sie in ihrem Alltag nicht sehen oder leicht übersehen: Kinder, Alte, Obdachlose, Flüchtlinge, Kranke. Das Compassion-Projekt macht diese Menschen für Jugendliche sichtbar. Es bringt sie zu den Menschen, denen Gottes Compassion, biblisch gesprochen, unentwegt gilt.

Professor Dr. Lothar Kuld

Literatur

L. Kuld/ St. Gönzheimer: Compassion. Sozialverpflichtetes Lernen und Handeln, Stuttgart 2000.

L. Kuld und St. Gönzheimer (Hg.): Praxisbuch Compassion. Soziales Lernen an Schulen. Unterrichtsmaterialien für Sekundarstufe I und II, Donauwörth 2004.

L. Kuld: Compassion. Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach 2003.
J.-B. Metz/ L. Kuld/ A. Weisbrod (Hg.): Compassion. Weltprogramm des Christentums. Soziale Verantwortung lernen, Freiburg 2000.

A. Weisbrod/ F. Kuhn/ F. Hirsch: Compassion – Ein Praxis- und Unterrichtsprojekt sozialen Lernens: Menschsein für andere. In: Engagement. Zeitschrift für Erziehung und Schule 1994, H. 2-3, 268-307.

Anmerkungen

- 1 Vgl. dazu auch folgende Schriftstellen: »Gedenke meines Erbarmens, Jahwe, und deiner Compassion, die waltet von Anbeginn. Meiner Jugend Sünden und meiner Verirrungen denke nicht mehr, um deiner Güte willen, Jahwe, gedenke meiner mit Compassion.« (Psalm 25,6f)
»Du aber, Jahwe, versage mir nicht dein Erbarmen, bewahren möge mich immerdar deine Compassion und Treue.« (Psalm 40,12)
»Erbarme dich meiner, o Gott, der du barmherzig und gnädig; nach dem Übermaß deiner Compassion lösche aus meine Schuld.« (Psalm 51,3)
- 2 Vgl. Lothar Kuld: Compassion – Raus aus der Ego-Falle, Münsterschwarzach 2003.
- 3 Gerd Theißen: Die Bibel diakonisch lesen. Die Legitimitätskrise des Helfens und der barmherzige Samariter. In: Diakonie – biblische Grundlagen und Orientierungen, hrsg. v. G. Schäfer u. Th. Strohm, Heidelberg 1990, S. 376-401.
- 4 ebenda, S. 393.
- 5 Vgl. Leonardo Boff: Das Prinzip Mitgefühl, Freiburg 1999, S. 23.
- 6 Vgl. Klaus Dörner: Tödliches Mitleid, Gütersloh 1988.